Geheimnisvolles Geld läuft um...

Autor(en): **Mohr, Mario**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **21 (1931)**

Heft 45

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-645599

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

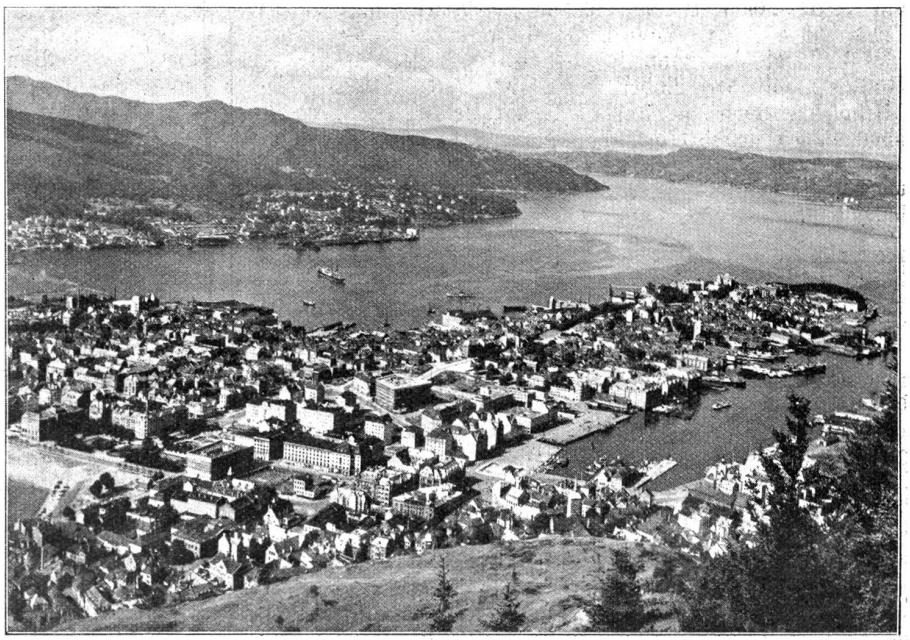
Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

auf der weißen Flügelunterseite. Auch das Ende der Flügel ist unten dunkel, die Oberseite aber hat ringsum einen weißen Saum. Der überaus kräftige Schnabel ist hochgelb und vorne klobig verdickt, die Füße sind blaßrot rot oder grauweiß. Bis zum Alter von 4 Jahren haben die jüngern Vögel einen mehr dunkelgrauen Mantel, die Flügelenden sind jedoch oben und unten schwarz mit dem weißen Rand ringsum. Scheinbar von überlegener Ruhe und mühelos hinter dem rasch davon eilenden Schiffe planend, ist die Mantelmöve ein überaus stattlicher, schöner Meeresflieger und lebt weniger in großer Gesellschaft als andere Mövenarten. Obschon Aas und sozusagen alles fressend, scheinen die Medusen, deren es in diesen Meeresteilen eine Menge von verschiedenartigsten Formen und Größen gibt, für sie nicht genießbar. Als richtiger Raubvogel sucht sie dafür die andern kleinern Vogelarten heim und nimmt als gieriger Nesträuber sowohl Eier als Junge weg. Die „große Möve" ist am zahlreichsten im nördlichen Norwegen, wo sie auf den äußersten Schären ihre Brutplätze hat.



Bergen, das bedeutendste Handelszentrum Norwegens, prächtig gelegene, in weitem Gebirgskessel am Fjord eingebettete Stadt, zählt gegen 100,000 Einwohner.

Feldvögel

wie auch Singvögel konnte ich leider nur ungenügend beobachten, was durch den meist eiligen Verlauf der Landausflüge zu erklären ist. In Romsdalen schmetterte zum ersten Male wieder ein Buchfink seinen Triller in den warmen Morgen hinaus. Ein kleiner Baum war voll von schwarzen Kirschen, von denen uns eine Bauernfrau freundlich zu kosten gab.

Die Elster flog von Erlen- zu Birkengebüschen als Nesträuberin im Landesinnern, das Gegenstück zu den Möven am Meere. In den Heuwiesen, wo das Gras auf Drähte gelegt wird, um es zu trocknen, sah ich mehrmals die Nebelkrähe, in der Größe der unsrigen, aber mit teilweise grauem Gefieder. Nahe dem Fremdenort Molde, wo der letzte deutsche Kaiser früher während vielen Jahren im Sommer auf seiner Yacht zu Besuch kam, ließ sich ein junger Kuckuck zutraulich beobachten, wie er in der Wiese Raupen nahm und sich dann wieder auf einen Heudraht setzte.

Daß bei den Hafenspeichern von Bergen die Haussperlinge nicht fehlen, ist selbstverständlich. Ich sah während einem ganzen Sonntag in dieser wunderbar schön gelegenen, nahe an 100,000 Einwohner zählenden Stadt keine einzige Wirtschaft und nicht ein Kino, dafür aber viele Kaffeestuben und einen Straßenprediger inmitten einer großen Gemeinde.

Zum Schlusse muß ich noch von einem Singvogel berichten, den man im Spätherbst und Winter fast täglich zahlreich auf den hohen Alleebäumen antrifft. Mit Schreiben beschäftigt, wurde ich durch Pfeifen gestört, pfiff meinerseits im Glauben, es komme von einem übermütigen Knaben, worauf der andere stets lauter und kecker anwortete. Ein klein wenig aufgebracht, wollte ich nachsehen, fand aber zuerst nichts, bis ich den Ruhestörer im Damensalon entdeckte, wo er mir seinen dicken schwarzen Schnabel und seine zinnoberrote Brust hinter einem Käfig zeigte. In der Folge habe ich ihn dann noch mehrmals zu Gegenleistungen zu locken vermocht, nach einiger Zeit aber antwortete er nur noch mißmutig und schließlich kaum mehr, da ich ihm als Gefährte wohl nicht vollwertig erschien. Der Schreibsteward hatte ihn als Mascotte auf die Schiffsreise mitgenommen. Es ist der schöne Gimpel, auch Dompfaff genannt.

Geheimnisvolles Geld läuft um . . .

Wissen Sie, daß es neben der Reichsmark im deutschen Reiche noch ein anderes, inoffizielles, privates Geld gibt, das seine Väter, um Arbeitslosigkeit und Wirtschaftsnot zu entgegnen, selbst drucken?

Ein Witz? Nein, bitterer Ernst.

Eine strafbare Handlung? Nein: das Geld ist gut und rechtmäßig geboren aus einer Weltanschauung, die sich hören läßt.

Ein phantastisches Unternehmen? Nein: eine Sache, die sich im kleinen Kreis bereits bewiesen hat.

Das ist die „Wära" und das „Wunder von Schwanenkirchen".

Man mag finanztheoretisch zu diesem neuartigen und merkwürdigen Geschehen stehen wie man will; die „Wära" kann heute bereits auf solche Erfolge pochen, daß man sich mit ihr, gleichviel zu welchem Ergebnis man kommt, beschäftigen muß. Was ist „Wära"? Wer hat sie geschaffen?

Die „Wära" ist ein Tauschmittel, ist Geld und die „Physiokraten" sind ihre glücklichen Väter, glücklich, weil es uns eine recht schöne Sache erscheint, sich sein Geld selbst drucken zu können.

Sylvio Gesell war der Vater der „Physiokraten", der Begründer dieser Lehre, die in unserem reformbedürftigen Dasein so allerlei reformieren will. Zu diesen vielen verbesserungsbedürftigen Dingen gehört nach der Ansicht der Physiokraten auch unser heutiges Geldsystem. Arbeitslosigkeit und Wirtschaftsnot kommen nicht zuletzt daher, sagen diese Leute, daß das Geld ein Uebergewicht über Waren und Arbeitskraft hat. Es ist wertbeständig. Alles andere nicht. Arbeitskraft stellt heute sehr oft leider nur einen imaginären Wert dar und die Waren verlieren ständig an Wert. Die Waren des Kaufmanns gehen im Wert zurück und die Fabriklager müssen abgeschrieben werden, um so mehr als der Wirtschaftskreislauf stockt. Nur das Geld, das wir in unsere Brieftasche stecken oder auf die Bank legen, verliert seinen Wert nicht, sondern trägt noch obendrein Zinsen.

Deshalb, sagen die Physiokraten, müssen wir „Schwundgeld" einführen. Auch das Geld soll an Wert verlieren. Dann wird man es nicht mehr in die Tasche stecken oder

auf die Bank legen, sondern Waren kaufen und Arbeit damit schaffen.

Die Wära ist nun ein solches Schwundgeld. Eine Wära ist gleich einer Reichsmark, aber jeden Monat verliert sie einen Pfennig, ein Hundertstel an Wert. Um sie auf ihrem vollen Wert zu erhalten, muß man auf jeden Ein-Wära-Schein jeden Monat eine Cent-Marke zu einem Pfennig aufkleben, auf einen Zwei-Wära-Schein jeden Ersten und jeden Fünfzehnten. Dieses Geld nun, sagen seine Väter, wird man nicht in die Tasche stecken, sondern man wird sich etwas dafür kaufen, um keinen Wert zu verlieren. Und der Kaufmann wird es gerne nehmen, denn er nimmt lieber „Schwundgeld" als gar keines ein.

Das klingt bislang alles noch sehr theoretisch und die „Wära", die es schon seit fünf Jahren gibt, war auch zuerst nicht viel mehr als Bundesgeld des „Kampfbundes der Physiokraten". Erst in den letzten Monaten hat sie den Beweis in der Praxis erbracht. Und das kam so:

Im Bayrischen Wald, in Schwanenkirchen, lag ein Braunkohlenbergwerk still. Das Geld fehlte, um den Betrieb der kleinen, aber ertragreichen Grube aufrecht zu erhalten. Die Bergleute waren arbeitslos und die umliegenden kleinen Nester, die nur von der Grube gelebt hatten, litten große Not. Das machten sich die Physiokraten zu Nutze. Mit fünfzigtausend Wära setzten sie sie wieder in Betrieb. Die Bergleute erklärten sich bereit, Wära in Zahlung zu nehmen, da die Kolonialwarenhändler, Bäcker, Metzger und Gastwirte der Umgebung erklärt hatten, daß sie lieber Schwundgeld annähmen, das im Monat ein Prozent seines Wertes verliert als gar keine Reichsmark.

Tatsächlich haben die Physiokraten auf diese Weise Arbeitslosigkeit und Wirtschaftsnot in Schwanenkirchen überwunden. Das Bergwerk floriert, die Wära rollt und jeder klebt gerne ein paar Pfennige Schwundgeld, wenn er die Geldscheine gerade an den Stichtagen bei sich hat. Wära hat hier Brot und Arbeit geschaffen.

Wird sich der Erfolg im Kleinen umsetzen lassen auf die Verhältnisse im Großen? Die Physiokraten glauben es und sie sind mächtig an der Arbeit. Heute ist die Wära nicht mehr auf den Bayrischen Wald beschränkt. In Berlin gibt es bereits über hundert Geschäfte, die Wära an Zahlungsstatt annehmen. Die verschiedenartigsten Geschäfte stehen bereits auf der Wära-Liste: Bäcker, Friseure, Lebensmittelhändler, Restaurants, Reformhäuser. In Hamburg gibt es bereits dreihundert solcher Geschäfte, im ganzen Reich einige Tausend. Fieberhaft arbeiten die Leute, Versammlungen und Aufklärungsvorträge finden statt und die Listen der Wära-Annehmer wachsen von Tag zu Tag.

Wird uns die Wära retten? Ist sie die Zukunft? Es gibt glühende Verteidiger und es gibt ernste Kritiker.

Man zeigt mir einen englischen Wära-Prospekt. Er ist in der Form einer Hundert-Dollar-Note gehalten. Das soll keine englische Wära werden neben der deutschen, sondern eine europäische. England, Frankreich, Deutschland, Irland, Italien, Spanien und die Schweiz stehen gleicherweise darauf. Genf ist der Ausgabeort und der erste Januar 1935 das fiktive Ausgabedatum.

Was wird am 1. Januar 1935 mit der Wära sein?

Werden wir nicht mehr am Golde hängen, nach Gold drängen, sondern nach Wära. Ich tausche mir zwei Wära-Scheine gegen Reichsmark um.

„Heben Sie sich sie auf. Sie werden einmal als die ersten Scheine großen Sammelwert haben."

Werden Sie? Werden Sie Wirtschaftskrise und Arbeitslosigkeit besiegen? Wir haben schon so vieles gehofft. Also hoffen wir auch diesmal. Mario Mohr.

Nicht bei den Glücklichen suche dein Glück,
Geh zu den Trauernden, geh zu den Kranken,
Liebend verscheuch ihre trüben Gedanken,
Reich und beseliget kehrst du zurück. H. Baumhauser.

Der Ritter von Bennewil.

Von Hermann Hofmann.

Das Licht der steigenden Sonne fiel
Herab auf die Burg von Bennewil.*)

Der Ritter am offenen Fenster stand
Und schaute hinunter ins leuchtende Land.

Im Tale ruhte ein Schimmelgespann.
Ein Jüngling und ein Bauersmann,

Die saßen neben dem Pflug im Gras,
Und jeder ein Stücklein Schwarzbrot aß.

Der Ritter die Stirne in Falten zog,
Ein Schatten über sein Antlitz flog.

Er stampft' mit dem Fuß, es klirrten die Spor'n,
Er neigte den Körper spähend nach vorn.

Voll Habgier besah er das Schimmelpaar
Und kratzte dabei sich im struppigen Haar.

Da rief er laut in den Saal zurück:
„He, Knappe, hole die beiden Stück!

Was nützet dem Bauer das stolze Gespann,
Den Acker er sonstwie bestellen kann!"

Der Ritter sprach es, der Knappe ging,
Vom Pfluge die Stricke er hurtig hing.

Da packte der Bauer ihn zornig am Rock
Und schwang den schweren Peitschenstock.

Er schlug einen Finger dem Knappen entzwei,
Der eilte davon mit Schmerzensgeschrei.

Der Ritter empfing ihn mit Spott und mit Hohn
Und rief ihm zu: „Du verdientest den Lohn.

Du feige Memme, zum Teufel mit dir,
Ich will nicht länger dich sehen bei mir!

Und bist du nichts nütze, du heulender Knapp',
So steige ich selber ins Tal hinab."

Der Ritter trat vor den Bauersmann
Und sah ihn mit wilden Blicken an.

Er schrie und faßte ihn an der Brust:
„Noch heute den Frevel du büßen mußt!"

Der Ritter ergriff des Schwertes Knauf,
Da hob der Bauer die Peitsche auf,

Er schwang sie mit Wucht, der Ritter schrie
Und sank getroffen in die Knie.

Die folgende Furche sie alsdann
Mit ihrem stolzen Schimmelgespann

Wohl dreimal tiefer gruben und dann
Ergriffen sie beide den Rittersmann.

Sie legten ihn schweigend mitten hinein
Und ackerten weiter im Sonnenschein.

*) Von der Burg Bennewil bei Gurzelen sind heute nur noch Mauerreste vorhanden.

Aus der Geschichte des Waffenplatzes Thun.

Diesen Herbst sind 50 Jahre verflossen, seitdem die Eidgenossenschaft den Thuner Waffenplatz vom Abhang Mühlematt-Steghalten bis zum Uebeschisee vergrößert hat. Angekauft wurde alles Gebiet bei der Schutzmauer, die schon 1873 erstellt worden war, die Scheubenweid, das 1777 aufgeteilte Schmittimoos, die Blattizelg, der Einschlag und der Bühl. Gar viele Flurnamen wie Ueltschenacher, Kölbli, Grindbühl, Zehndfrey, Zelgli, Spengeli, Plauel, Breitlohn,